

7. Sekundärliteratur

Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande. Begegnungen Friedrich Wilhelms I. mit August Hermann Francke, Gotthilf August Francke, Johann Anastasius ...

Klepper, Jochen

Berlin, 1938

Einleitung

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Einleitung

Aus dem September 1726 ist uns eine Aufzeichnung König Friedrich Wilhelms I. über die Kirche erhalten, die es verdient, neben sein erschütterndes politisches Tagebuch – von einer Seite Umfang! – gestellt zu werden, so stark spiegeln sich in ihr die inneren Kämpfe des Landes und des königlichen Herzens zugleich. „Der Unterschied zwischen unseren beiden evangelischen Religionen“, heißt es dort, „ist wahrlich ein Pfaffengezänk; denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es aber examiniert, so ist's derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl von der Gnadenwahl als vom heiligen Abendmahl; nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulragen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit bringen. Was aber geistliche Prediger sind, die sagen, daß einer den anderen soll dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unseren Nächsten lieben als uns selbst, zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich verlassen; die werden gewiß selig; aber es wird nicht heißen: Bist du lutherisch, bist du reformiert? Es wird heißen: Weg mit dem letzten ins Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommet zu mir ins Reich, dann soll dir viele Freude Willkommen sein. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge zum Teufel

alle schicken, die Uneinigkeit verursachen. Dazu helfe uns Gott der allmächtige Vater unseres Erlösers Jesu Christi durch seinen bitteren Tod. Amen."

Von seiner frühen wilden, ungestümen Knabenzeit an bis in die qualvollen Nächte seines Sterbens hinein hielt Friedrich Wilhelm bange Ausschau nach den wenigen, bei denen er noch „tätiges Christentum“ zu finden hoffte, und das hieß für ihn: bezeugten und gelebten Glauben der „Stillen im Lande“, die Preußens Not nicht mehrten durch ihr Lehrgesänk, sondern – um ein Wort Luthers zu gebrauchen – „in die offenen Mauerlücken“ eines von innen und außen dauernd bedrohten Landes „ihr Gebet zu werfen hatten“. Väter suchte der König, die für ihr Gespräch mit Gott kein ander Ende fanden als in der von Gott gewiesenen und gesegneten Tat des Friedens und der Liebe und des unablässigen Dienstes. „Wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen, so hilft mir alles nichts“, hat König Friedrich Wilhelm gesagt. Mit noch größerer Sorge und noch unbeirrbarerem Eifer als um lange, „söhne Kerrels“ hat er um alle geworben, die ihm das Land verbessern und „Christen machen“ konnten.

*

Für die drei Königsstädte Berlin, Potsdam und Königsberg wie für die abgelegensten Dörfer galt der Befehl, die Kirchen sollten „gebaut werden, daß man sie von weitem sehen und kennen kann“.

Namentlich in Berlin war die Fülle der Kirchen gewachsen. Zwölf waren es gewesen, als der junge, arme, harte König kam. Als er ein Greis war, weit vor der Zeit, und alle seine Kräfte sich nur noch erschöpfen sollten im Ertragen unsäglichem Leidens, war das Viertelhundert voll.

Griechische und römische, lutherische und calvinistische, böhmische und „osmanische“ Kirchen füllten des Sonntags

die Königsstädte mit ihrem Geläut, und für die Evangelischen hatte der König darüber gewacht, daß es gute Predigt-Kirchen wären, rund um die Kanzel der Verkündigung und Lehre gebaut. Ja, noch die Predigergärten ließ der sorgsame Herr mit Tulpen bepflanzen. In je zwei Kirchen in Berlin und Potsdam war abwechselnd lutherischer und reformierter Gottesdienst abzuhalten. Der König aber pflegte alle Kirchen seiner Hauptstadt nacheinander aufzusuchen, und schon seit seinem Regierungsantritt fand ein besonderer Hofgottesdienst in der Schlosskapelle nicht mehr statt. In der Wahl der Prediger aus den gespaltenen Bekenntnissen suchte der König, der Oberste Bischof des Landes, den Bund mit Evangelisten, die nicht Lutheraner und nicht Calvinisten waren, sondern „Stille im Lande“ und der Verkündigung des göttlichen Gerichtes und der göttlichen Gnade dienten, nicht in selbstgefälligem Lehrgezänk ihre Zeit vertaten.

Er baute die Kirchen und schuf dem Geiste Raum, der in ihnen walten sollte. Der Heilige Geist zwar weht, wo er will. Aber die Tempelreinigung war gewährt und aufgetragen. So erging an die Geistlichen der beiden evangelischen Konfessionen das strenge Verbot, noch weiter gegeneinander zu predigen. Es durfte nicht mehr weiter so bleiben, wie in aller seiner schweren Königszeit zuvor, daß ein Geschlecht von Pastoren regierte, das von der Gnadenbedürftigkeit und dem Gnadenverlangen einer schmerz- und schuldbeladenen Menschheit nichts wußte und die Leere und Verlorenheit im Volk nicht sah!

„Ich glaube“, sprach König Friedrich Wilhelm I. zu dem Dominikanerpater Bruns, dem er seine Person „wie einem Vater empfahl“ und in dessen Hände er die seelsorgerische Betreuung aller seiner katholischen Soldaten legte, „nicht alles, was die Reformierten glauben, zum Beispiel von der Prädestination; ich glaube auch vieles, was die Lutheraner, und vieles, was die Katholiken glauben. —

Mein lieber Pater, wenn ich wüßte und erkennte, daß ich im Irrtum sei, so würde ich noch heute katholisch. Ich glaube aber, daß alle Christen, welcher Konfession sie auch angehören, selig werden können; denn wenn sie auch in einzelnen Nebendingen verschiedener Ansicht sind, so stimmen sie doch alle in den Hauptsachen überein."

In dem Testament von 1727 für den fünfzehnjährigen Thronfolger empfiehlt er ihm unter Fluch und Segen die zerrissene Kirche an: „Ich recommendiere ihm ... beide Evangelische – Reformierte und Lutherische – Religionen und gebe ihm meinen Fluch, wosern er (der reformierte Brandenburger) die Lutherische Religion unterdrücken wird. Sondern er soll sie so halten, wie ich es tue, und keinen Unterschied machen, denn es eins ist mit der Reformierten. Und Gott ihn verfluche, wo er es nit so mache!" Und für den Minister von Algen, der das Testament zu redigieren hat, fügt er hinzu: „so starke expression, als er mit der Feder schreiben kann!"

„Zu beiden Religionen Gutes“, mahnt er schon in der frühesten Fassung des Testaments von 1722, „und macht keine Unterschiede. Dafür wird Euch Gott segnen, und Ihr werdet Euch dadurch bei allen beiden Liebe erwerben. Wo es nötig ist, baut Kirchen und Schulen, damit Gottes Heiliges Wort unter Eurer Regierung mehr und mehr ausgebreitet werde, dafür wird Euch Gott segnen und es Eurem Hause wohlergehen lassen. An alle Konsistorien in Eurem Lande müßt Ihr einen Befehl ergehen lassen, daß die Reformierten und Lutheraner auf den Kanzeln keine Kontroversen traktieren, ganz besonders nicht von der Gnadenwahl. Auch sonst sollen sie auf den Kanzeln nur das reine Wort Gottes predigen; sie dürfen sich nicht in weltliche Angelegenheiten einmischen, was sie gerne tun. Die Herren Geistlichen müssen kurz gehalten werden, denn sie wollen gerne als Päpste in unserem Glauben regieren; beim Papsttum haben die

Pfaffen alles zu sagen. Ganz besonders muß mein Nachfolger darauf achten, daß die Militärgeistlichen von den Kanzeln keine Predigt gegen die landesherrliche Autorität halten oder weltliche Interessen verkünden; solche Prediger sollen abgesetzt werden. Dieser Punkt ist einer von den wichtigsten."

In Hamburg trat der König gegen die lutherische Geistlichkeit für die Rechte der reformierten Kirche ein, umgekehrt gab er in Frankfurt an der Oder bei einer Streitsache zwischen Lutheranern und Reformierten jenen Recht. In Heidelberg nahm er sich der Sache der Reformierten gegen Übergriffe des katholischen Klerus an.

Kämpfende Lager von Frommen und Unfrommen, Rechtgläubigen und Irrgläubigen – das war König Friedrich Wilhelm kein Zweifel – ließen sich nicht vereinigen, wie er verseindete, zersplitterte und widerspenstige Kammern der Provinzregierungen in einem neuen, zentralen Generaldirektorium zusammenzufassen vermochte. Daß aber Gottes Geist in seinem Königreiche, von seiner Königszeit an, die Eitelkeit, die Selbstsucht, den Zwiespalt, die Sinnlosigkeit einer dreifach zerfallenen Evangeliumsverkündigung furchtbar hinwegfegen möge, darum betete er voller Angst um den Verlust des reinen Gotteswortes.

Aus dieser tiefen, gesegneten Unruhe heraus fragte er unablässig nach den wahren Evangelisten, den Stillen im Lande. Mehr als hundertfünfzig Mal im Jahr, jeden Sonntag und jeden Feiertag der hohen Kirchenfeste, kam König Friedrich Wilhelm I. vormittags und nachmittags mit Familie, Hof und Gesinde, in Potsdam auch mit seinem Regiment, in Gottes Haus, um immer wieder neue Prediger kennen zu lernen oder die alten, die er berief, bewährt zu finden. Er rief Geistliche an seinen Tisch und umgab sich in späteren Jahren mit Pastoren, wie anfangs mit Offizieren, Baumeistern und Kammerdirektoren. Auf seinen Landfahrten

richtete er es immer möglichst so ein, daß er vom Sonnabend zum Sonntag in einem Pfarrhause Rast hielt. In den entlegensten Kirchen lauschte er aufmerksam den unbekannten Predigern; und waren sie „Stille im Lande“, suchte er sie für Berlin zu gewinnen. Im Grunde begehrte er von jedem einzelnen zu wissen, ob der Mensch die großen Entscheidungen seines Lebens allein mit sich ausmachen könne und vor Gott verantworten müsse. Die Reformierten nun, denen das Brandenburgische Haus angehörte, sagten: Es steht alles bei Gott – Verblendung, Verwerfung und Erwählung. Nicht der Mensch sucht Gott; Gott sucht den Menschen. Nicht der Mensch entschließt sich; Gott beschließt über den Menschen.

Davor erschrak der König und forschte bei den Predigern der anderen evangelischen „Konfession“ nach, den Lutheranern, die zu dieser Zeit freilich die Glut und Härte des lutherischen Glaubens zu verhüllen suchten bei aller sittlichen Strenge; denn sie lehrten: Dem Menschen ist es gegeben, selbst zu entscheiden angesichts des göttlichen Gerichtes. Der Mensch vermag nach Fluch und Segen selbst zu greifen, Gottes Zorn oder Gottes Gnade auf sich herabzurufen.

Solche Lehre schien dem König leichter und einem, der entscheiden, richten, ordnen und befehlen mußte, gemäßer. Er floh den Glauben, der ihn hielt und bannte, und betrachtete ihn doch als von Gott gegeben und auferlegt, denn er bekannte: „Was die Religion anlangt, so bin und werde ich mit Gottes Hilfe reformiert selig sterben.“ Er floh seinen Glauben in jener geheimen, leidensvollen und leidenschaftlichen Flucht aller Verufenen, die Gottes Anrede und Anspruch nicht mehr auszuweichen vermögen und denen alle Antwort darauf zur von Gott geforderten Verantwortung wird.

Um dieser seiner Verantwortung willen sollten Lutheraner und Reformierte sich nicht mehr bekämpfen; sie sollten das Einigende, die verbindende Lösung, den letzten gemein-

schaftlichen Grund finden, weil „in dem Namen Jesu“ – nicht im Namen des Papstes, Luthers oder Calvins – „sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.“

Nur die Stillen im Lande sollen ihn belehren dürfen, was die Gnadenwahl sei und wie tief der Unterschied zwischen den Lutheranern und den Calvinisten, Evangelischen und Reformierten greife, die sich so unverföhnlich darüber entzweiten. Manchmal fand er einen, der es zu ermessen vermochte, aus welchen Tiefen des Herzens dem König immer wieder die Frage kam nach dem Wesen des Partikularismus, der besagt, nur einzelne seien auserwählt; der Prädestination, nach der Gott schenkend und verweigernd, vorherbestimmend und vorherwissend allmächtig waltet, erwählt und verwirft; des Fatalismus, der lehrt, alles geschehe notwendig, und menschlicher Wille könne nichts ändern.

Die gewissenhafte, getreue Auslegung der Heiligen Schrift verlangte der König zu hören; ja, es gab Zeiten, in denen er begehrte, selbst die Schrift erklären zu können; denn das Predigeramt erschien ihm als das höchste. Aber zuvor, meinte er, müsse er die Bibel auswendig gelernt haben.

Für die Verkündigung des Gotteswortes in seinem Lande verbat er sich nun, da er allmählich einen so klaren Einblick in die Theologie und ein so unerschütterliches Bewußtsein für sein Amt als Oberster Bischof gewonnen hatte, alle „hohen, oratorischen Redensarten und künstlichen, allegorischen und verblühten Worte, die kein tätiges Christentum befördern und ohne alle Kraft sind“. Dieses Edikt galt allen Predigern, „welche noch nicht das vierzigste Jahr passiert haben. Die älteren, die ihre Gewohnheit schwerlich noch ändern werden, soll man gewähren lassen.“

Bis in den Dienst an der einzelnen Predigt löste der König von Preußen sein Versprechen ein, das einst in

Worten ausgesprochen lag, wie er sie an den Rand eines Hinweises setzte, „daß der Gottesdienst die Hauptsäule eines wohl eingerichteten Regimentes ist“.

„Freilich müssen mehr Kirchen und Prediger sein“, hatte der König daneben geschrieben.

Wo der große Befehler verstummen mußte, mahnte der gehorsame Vetter. Zu den Einweihungsfeiern seiner neuen Kirchen erschien der Oberste Bischof von Preußen selbst und brachte zwei Silberkelche mit Patenen, Kanne und Hostienbüchse, die beiden Bekenntnissen für die heilige Handlung dienen sollten. Die reformierten Pastoren hatten die lutherischen, die lutherischen wiederum die reformierten einzuführen, und beiden Feiern wohnte er bei. Aber das Bild des „Bischofs von Preußen“ vollendete sich wohl in jener Stunde, in der er in dem Tor der Kirche, die er in Potsdam seinen katholischen Grenadieren errichtete und mit einem kostbaren Altargemälde beschenkte, Rosenkränze an die „Söhne Kerrels“ des anderen Glaubens austeilte!

In der Bibliothek Corsini zu Rom lag damals ein Manuscript, aus Berichten gezogen, die bei dem Nuntius in Köln eingegangen waren. Darin wurde die Gewissensfreiheit in Brandenburg unter einem Titel gerühmt, der auch jetzt noch nicht von einem König von Preußen wissen wollte: „*Relatione delle mizzone negli stato del marchese di Brandenburg.*“

Und selbst in den außenpolitischen Erklärungen des Königs hieß es noch bei ihm, der ein „Stiller im Lande“ und der Herr der stärksten Heeresmacht des Erdteils in einem war: „Es ist keine Sache in der Welt, an der uns mehr gelegen wäre als an der Erhaltung der Religion. Unser Gewissen und Interesse verpflichten uns, das Werk nicht kaltsinnig und obenhin zu behandeln“. Und: „Ich habe einen Sekundanten, der besser als Frankreich und England ist. Unser Herrgott, der lebt auch noch; der hat Preußen groß gemacht;

der wird's nicht fallen lassen. – Ich verlasse mich auf meinen unüberwindlichen großen Allierten.“

Und er wollte Allianzen nur noch mit Gott.

*

Aller Kampf des Königs um den Glaubensfrieden erwuchs ihm aus der Sehnsucht, dem oft qualvollen Begehren des eigenen Herzens nach dem Frieden mit Gott. Nur wenn wir von der dämonischen Tiefe seines Wesens wissen, vermögen wir die Weite und Höhe seines priesterlichen Königsamtes und königlichen Bischofsberufs ganz zu verstehen. Der Knabe Friedrich Wilhelm schon verlangte den Teufel zu sehen. Hartnäckig, leidenschaftlich hatte er den Anblick des Satans zu erzwingen getrachtet, bis man endlich, völlig ratlos, einen alten, bösen Raben die zarten Wangen und Hände des Knaben zerhacken ließ. Und der junge Prinz, der als martialisch, lügnerisch, zornig, ja rasend verrufen war, schrie angesichts aller Schuld und allen Übels im armseligen Reiche seines Vaters auf: „Unser Herr Gott ist ein Teufel! Ich will Gott vergieren; ich will katholisch werden!“

Aber seinem Gefolge und Gesinde hielt der ungestüme, junge Brandenburger Morgenandachten. Und hatte der Kur- und Kronprinz Gäste bei sich, so pflegte er das Gespräch beharrlich immer wieder auf religiöses Gebiet zu lenken.

Als er König wurde, las er – ehe des Morgens um vier Uhr die Kammerdiener eintraten, ihn als Obristen anzu- kleiden und ihm die braunen Locken zum adretten Zopf zu drehen – regelmäßig schon einen Abschnitt in seiner Postille, Amadeus Creuzbergs „Täglicher Andacht“. Eigentümlich scheu wachte er darüber, daß niemand seine Zeichen in den frommen Schriften nachsah. Es war nämlich die Art des Königs, die Stellen der Postille und der Heiligen Schrift, die ihn am stärksten berührten, mit einem scharfen Einschnitt seines Daumennagels zu bezeichnen. Sein Erster Diener,

der es beobachtet, nachgelesen und darüber gesprochen hatte, wurde auf die Feste Spandau gebracht, so furchtbar war dem König, aufgedeckt zu sehen, was zwischen Gott und ihm geschah. Bibelworte waren da von einer solchen Schwere, daß sie wahrlich nicht zum Lakaiengeschwätz herabsinken durften: „Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen; aber der Könige Ehre ist's, eine Sache erforschen. Der Himmel ist hoch und die Erde ist tief; aber der Könige Herz ist unerforschlich.“

Frühe schon war er beschattet von der Ahnung, daß Könige vermögen müssen, mehr zu leiden – und schwerer zu sündigen als andere Menschen. Mitten in die unüberbrückbare Kluft zwischen himmlische und irdische Ordnung gestellt, Hauswaller der göttlichen Geheimnisse und Wahrer aller menschlichen Ordnung, glaubte er angesichts ihrer Unvereinbarkeit, mehr denn jeder Untertan der göttlichen Vergebung zu bedürfen. Denn er war zerrissen von dem Zwiespalt, Herrscher und Büßer in einem zu sein. Und spät, sehr spät erst dämmerte ihm die Hoffnung, auch dies sei unter Gottes Vergebung gestellt: daß die Könige nicht vergeben dürfen, wie andere Menschen; daß sie harte Richter sein müssen um jeglicher zerstörten Ordnung willen. Seine Krone war ihm wie eine Dornenkrone geworden, seinzepter zum Kreuz; und über dem Königsthron ragte vor seinem inneren Auge Gottes Richterstuhl auf. Ihn schauerte davor, ein König zu sein und, richtend und fordernd, als irdischer, sündiger Mensch das Gleichniß des verborgenen Gottes aufrichten zu müssen, der keine andere Offenbarung von sich zuließ als das Kreuz.

Die Könige sah er am tiefsten gebeugt unter Gottes Gericht.

Auch König Friedrich Wilhelms Glaube war von einer furchtbaren Aufgewühltheit des Herzens und voller schmerzenden Ungestümes: ein ständiges Überwältigtwerden von Gott, unablässige Erschütterung und Ergriffenheit dessen, den Gott sucht, damit der Mensch den Frieden empfangen, „der höher ist als alle Vernunft“.

Diesen Frieden mit Gott, dem König der Könige, meinten Friedrich Wilhelms I. kirchliche Verordnungen, seine außenpolitischen Manifeste, seine Dispute mit rationalistischen, pietistischen, moralistischen Pastoren über die Gewissenssache des „Privatmannes“ und des Königs, wie er einmal zu dem Sohne August Hermann Franckes sprach: „Wenn ich gleich sonst nicht wehren kann, daß viel Böses geschieht, so kann ich nicht dafür; aber wenn ich's durch mein Beispiel autorisiere, so muß ich die Schuld tragen.“ Endlich bekennt er zaghaft die schmerzvolle Sehnsucht, auch in der äußeren Lebensführung ein „Stiller im Lande“ sein zu dürfen, und deutet an, daß er sich „besinnen wollte, die Regierung abzugeben, denn er wolle gern selig werden und sehe doch keine Möglichkeit vor sich“. Graf Zinzendorf aber weiß nach seiner Begegnung mit König Friedrich Wilhelm nun auf dem verderbten Erdteil, den er nur noch dem schuldhaften „Generalkrieg“ entgegentreiben sieht, „einen Potentaten, der mehr als einmal sagte: es könne kein großer Herr selig werden.“ Aber bis zu seinem Sterbetag, der gerade ein „Dienstjahr“ beendete, entzog dieser Potentat sich nicht dem, was ihm von Gott, auch als so furchtbarer Zwiespalt, auferlegt war. Für seinen Sohn schrieb er, der Herr des am reichsten gefüllten Schatzes und des stärksten Heeres, als das wichtigste Vermächtnis eines Fürsten schon frühe nieder: „Bedenket, wie scharf Gottes Gericht ist. Vor Gott Rechenschaft tun, das ist eine harte Sache.“

